

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 3

Artikel: Piccolo [Schluss folgt]

Autor: Binz, Cajetan

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Psychologie C. G. Jungs.*)

Von Dr. G. H. Gräber.

Die Lehre Jungs hat in deutschen und englischen (zum Teil auch in französischen) Sprachgebieten ziemlich großen Anhang gefunden. Es ist eine Lehre, die dem Zeitgeist entspricht. Das bedingt ihre Vorteile und ihre Nachteile. Was dem Zeitgeist gemäß ist, hat gewöhnlich ziemlich viel Schliff, ist klug vorgetragen, gefällig, entbehrt aber starker Konsequenz, durchgängiger Logik und reiner — also objektiver — Wissenschaftlichkeit. Beides gilt für Jungs Psychologie.

Rehren wir zu den Ursprüngen der Jungschen Psychologie zurück! Jung war ursprünglich Psychoanalytiker. Seit etwa fünfzehn Jahren ist er es nicht mehr. Was geschah damals, als Jung sich von Freud und der Psychoanalyse trennte? Zweierlei — wobei es schwer hält zu entscheiden, was ursächlicher gewirkt haben mag: Extens stieß Jungs seelische Einsicht oder Analyse auf innere, unbewußte und wohl auch bewußte Widerstände gegen das Höchstliche und Abgeschmackte, das aus den unbewußten Regionen stieg, und zweitens teilte er gleichzeitig und automatisch die damals lauter werdende Ansicht der Offenheitlichkeit — soweit letztere sich um die Psychoanalyse interessierte — die ebenfalls das, was die Analysen aus den Tiefen des Unbewußten zutage förderten, als lästig, abgeschmackt und unserer hohen Kultur unwürdig verpönte.

Mit der Abwendung von der Psychoanalyse traf Jung also zwei Fliegen auf einen Schlag: Es gelang ihm eine „Rettung“ und Sicherung vor den Untiefen in der eigenen Brust, und es gelang ihm, als Sprecher eines großen Teiles der öffentlichen Meinung anerkannt zu werden. Ja, er erlangte für viele mit diesem Vinsengericht sogar das Erstgeburtsrecht gegenüber Freud. Freilich, die Sache hat ihre Rehsseite, und die liegt darin, daß Jung gezwungen war, die strenge empirische (erfahrungsgemäße) Wissenschaftlichkeit zu verlassen, ein Fehler, der sich immer einmal rächt, oft erst nach Generationen, oft erst nach Jahrhunderten.

Worin besteht nun das Neue gegenüber Freud? Er führte den Begriff des kollektiven oder überpersönlichen Unbewußten ein. Dabei gelang es ihm, Übereinstimmungen im Seelenleben der Neurotiker und der Primitiven zu finden, einer Entdeckung zwar, die ihm Freud mit seinem Werk: „Totem und Tabu“ (1912) auch vorwegnahm. Von hier aus unternahm es dann Jung, die Religionen älterer Kulturen in Beziehung zum modernen Seelenleben zu bringen. Während in früheren Kulturperioden das Suchen nach den verborgenen Mächten eine Antwort im Glauben an ihre Einfachheit fand, kann der moderne Mensch bloß noch in wissenschaftlichen Analysen, in Erkenntnissen Befriedigung für sein Forschen nach den tiefsten Geheimnissen seiner Seele finden.

Diese moderne Einstellung verursachte eine starke Zwiespältigkeit — das allgemeine Schicksal des heutigen Menschen. Mit wertvollen Einblicken in seinen seelischen Aufbau gelang Jung auch eine Typenlehre, die viel Auflang gefunden hat. Das Endziel — vielleicht ein Menschheitsziel — der Jungschen Psychologie aber ist unverkennbar die Weitung und Abrundung des persönlichen Weltbildes zum allgemeinen, dem modernen Menschen zugänglichen Weltbild.

Piccolo.

Von Cajetan Binz.

Ingeborg.

Das schöne Erlebnis der Inselfahrt begleitete Alfred von Tag zu Tag. Er wurde nicht müde, sich alle Worte, all die lustigen Einfälle und das ganze, muntere Treiben

*) Zu seinem Vortrag am 7. Dez. 1928 im Großeratssaal. Thema: Das Seelenproblem des modernen Menschen.

Ingeborgs immer wieder wach zu rufen. Aber am liebsten verweilten seine Gedanken bei jenem Augenblick, da die wirkenden Schauer der Nacht ihre Seele mit Furcht umfingen und seiner drängenden Liebe Gelegenheit zu wärm-ausquellenden Trostworten gegeben hatten. Da hatte sich so viel gelöst in ihm, da war der Bann gebrochen worden, der bis jetzt so atemraubend schwer auf ihm gelastet. Er nahm sich vor, am nächsten Dienstagausflug, auf den er sich wie auf eine liebe Gewohnheit freute, Ingeborg seine Liebe zu gestehen. Er zählte die Tage, und als es Montagabend wurde, konnte er vor Unruhe nicht schlafen. Eine unerklärliche Scheu hatte ihn davon abgehalten, ein Stell-diehein zu verabreden, aber er war gewiß, sie nach dem Mittagessen anzutreffen wie das letzte Mal.

Wieder wölbte sich am Dienstag ein blauseidener Himmel über die Stadt, als Alfred in seinem braunen Sonntagsanzug mit erwartungsfreudigem Gesicht an der großen Treppe des Hotels stand. Er hatte sich einige Primeln ins Knopfloch gesteckt, einen dunkelblauen Beilchenstrauß hielt er in der Tasche verborgen, eine süße Heimlichkeit und duf-tende Überraschung für Ingeborg.

„Ob sie wohl wieder das weiße Kleid trägt?“ fragte er sich und lächelte dabei. „Ihre Haare leuchten wie Primelgold, und ihre Augen sind Veilchen. Ihr Kleid aber ist eine weiße Himmelswolke. Sie ist der leibhaftige Frühling, ich kann es kaum begreifen.“

Um den wartenden Jungen hastete der Verkehr. Aber er hatte kein Ohr für den Lärm, kein Auge für das bunte Treiben. Er schaute immer nur nach innen und trug das Gefühl eines großen, kommenden Glücks in sich. Er merkte auch nicht, wie die Zeit verstrich und daß es spät wurde. Erst als das dumpfe Hornsignal des absfahrenden Dampfschiffes in der Ferne brüllte, wachte er auf. Ein wenig unruhig schaute er nach der Bahnhofsuhr, die zwei Uhr zeigte. „Sie wird sich verspätet haben“, tröstete er sich und fing an, auf dem Fußsteig auf und ab zu gehen. Eine Viertelstunde verging, eine halbe Stunde, es wurde drei Uhr. „Vor einer Woche waren wir schon auf der Höhe von Twann“, dachte er und sank ein wenig in sich zusammen. Eine hilflose Traurigkeit schlich sich in sein Herz, mit brennenden Augen suchte er die Straße ab, Hoffnung und Leidgewissheit lagen noch im Widerstreit in ihm. Als es vier Uhr schlug, sagte er schmerzlich: „Jetzt kommt sie nicht mehr, jetzt läßt sie mich allein.“

Seine kleine, weiße Sterne umwölkten sich, eine quälische Furcht grub sich um seine schwarzen Brauen, nur der Mund lag unverändert in dem weißen Gesicht, röhrend, wie ein Rosenblatt.

Er schlich davon, langsam und ziellos, dann aber in plötzlich erwachter Unruhe mit zunehmender Eile und eigensinniger Leidenschaft. „Ich muß sie finden“, murmelte er vor sich hin, stürmte von Straße zu Straße, spähte in jede Trambahn, folgte jedem weißen Kleid, das aus der wogenden Menge aufstach, immer mit neuer Hoffnung und immer wieder grausam betrogen. Schließlich kam er an den See, am Hafen sah er das Boot, in dem sie vor acht Tagen weggefahren, aus der Ferne grüßte die Insel, die grüne Heimat seines ersten Liebesglücks, vom Wasser her tönte das Lied einer fröhlichen Mädchenschär, Kirschenblüten rieselten auf ihn nieder, Schwalben flitzten über die leichten Wellen, ach, es war alle Welt so schön und froh, aber sein Herz verging fast vor Liebesleid. Er ließ sich auf eine Bank am Strand niederfallen, vergrub sein Gesicht in beiden Händen und ergab sich einem wilden, erbarmungslosen Schmerze. Gegen Abend fröstelte er, kehrte in die Stadt zurück, trat in einen Tearoom, trank ein Glas Milch und aß ein paar Brötchen dazu. „Nein, ich gehe nicht heim zur Mutter, ich will dich suchen, bis ich dich finde“, verbohrte er sich immer tiefer und wohllüstiger in sein Leid.

Die Jagd begann von neuem, die Straßen füllten sich und wurden leer, Kinos nahmen Menschen auf und spien sie wieder aus, Konzerte hoben an und verstummt, die

Turmuhren schlugen die Stunden und wurden wieder still, Alfred irrte immer noch straßen und straßen. Längst suchte er sie nicht mehr, aber es bereitete ihm eine schmerzhafte Genugtuung, sich für die Ungetreue wund zu laufen. Die Füße brannten ihm, bohrende Schmerzen durchzuckten seinen Rücken, Schweiß klebte sich an seine Stirne.

Schließlich, gegen Mitternacht, schwankte er ins Hotel hinauf, schlich sich vor Ingeborgs Kammer, legte das Ohr an die Türe und horchte. Es war alles still und kein Licht drang durch die Nischen. „Wenn sie schließe, würde ich ihren Atem hören“, sagte er heiß, „sie ist noch nicht zurück.“ Er kauerte sich auf die Treppe nieder und brütete vor sich hin. Im Hotel wurde es still, alles hatte sich zur Ruhe begeben.

Endlich schlug unten eine Türe zu, das Licht wurde angedreht, man hörte leise Tritte im Flur. Leichtfüßig stieg jemand die Treppe herauf, Alfreds Herz pochte zum Zerspringen, er wußte es: sie ist's.

Er duckte sich ganz zusammen, bohrte seinen Kopf in die auf dem oberen Tritte ruhenden Arme und gab sich den Anschein, als ob er schließe. Er war sich des Kläglichen seiner Haltung wohl bewußt, aber irgend etwas in ihm trieb ihn, durch diese Pose ihr Mitleid zu erwecken.

„Um Gottes Willen, Alfred, was tust du hier?“ schrie Ingeborg auf, als sie, in lieblichen Gedanken verloren, fast über seinen Körper stolperte. „Ich warte auf dich“, preßte er fast zornig hervor. „Ich habe dich den ganzen Tag gesucht, warum bist du nicht zu mir gekommen?“ — „Steh auf und geh schlafen, wir können hier nicht plaudern zu dieser unschönen Stunde. Wenn uns jemand hört“, drängte sie.

„Ich muß mit dir sprechen, Ingeborg, ich gehe nicht weg, bis du mich angehört hast“, trostete er finster. Sie stand ein wenig ratlos da, dann aber zog sie ihn sanft vom Boden auf und sagte: „Du guter Junge, siehst du denn nicht ein, daß wir jetzt nicht beieinander sein dürfen? Da oben schlafen die andern, und wenn man uns hört, kommen wir ins Gerede. Sei doch vernünftig, Alfred, du kannst mir ja morgen sagen, was dich bedrückt.“

Nun stand er wie ein starrköpfiges Kind vor ihr, mit düsterer Stirne, niedergeschlagenen Augen und zusammengebissenen Mund. „Du mußt es jetzt wissen; wenn du mich abweisest, tue ich mir ein Leid an“, drohte er finster.

Jetzt wurde sie unwillig, gab ihm einen leichten Klaps und höhnte: „Mach doch keine Sprüche!“ Als sie aber seine trostlosen Augen auf sich brennen fühlte, fügte sie einlendend hinzu: „Was willst du denn eigentlich von mir?“

„Du mußt mich zu dir nehmen auf dein Zimmer, Ingeborg. Es ist nichts Schlimmes“, sang er fast glücklich in sich hinein, „aber ich will bei dir sein diese Nacht.“

„Du weißt ja selbst, daß es nicht angeht, selbst wenn ich wollte. Wie kannst du auch auf einmal so närrisch sein? Uebrigens bin ich müde und möchte jetzt schlafen. Ich war in Bern und“ — sie fuhr ein wenig zögernd und mit leiser Bedeutung fort — „und wir haben einen langen Spaziergang gemacht. Ich bitte dich, laß mich jetzt in Ruhe, Alfred!“

Aber er blieb hartnäckig. „Ich bin auch müde und wund und zerschlagen“, sagte er etwas theatralisch, „aber ich kann nicht schlafen, kann nie, nie mehr schlafen, bis du mich angehört hast.“ Und dann drängte er heiß: „Ingeborg, sei gut zu mir, komm, nimm mich mit, ich bin ja so unglücklich im Herzen, laß mich nicht allein!“

Er faßte sie am Arm und wollte sie fortziehen, aber sie machte eine abwehrende Gebärde.

Da ging im untern Stockwerk eine Türe und Schritte wurden hörbar. „Um Gottes Willen, es kommt jemand!“ fuhr sie erschrocken auf. „Geh, laß mich!“ Als er sich aber breit vor sie hinstellte, zog sie ihn zu sich in die Kammer und schloß die Türe leise ab. —

Da standen sie nun in der dunklen Stube mit flößenden Herzen und heißem Blut. Hörbar durchflössen ihre

Atemzüge den Raum, dessen Fenster vom Licht der Straße fahle Helligkeit ausstrahlte. „Ingeborg“, sagte Alfred endlich mit leiser Stimme, „sei mir nicht böse, ich habe so gelitten um dich. Den ganzen Tag habe ich dich gesucht, denn ich wollte dir sagen, wie lieb ich dich habe. Nun sehe ich schon, daß du mir zürnst, aber ich möchte, daß du ein wenig freundlich wärst — so gut du noch kannst.“

Es lag so viel rührende Innigkeit in seiner Stimme, daß es sie zärtlich überlief. Sie tastete sich nach dem Bett, das in der vordern Zimmercke stand und setzte sich darauf nieder. „Es ist nicht gut, Alfred, daß du hier bist“, hauchte sie, „du hast mich so erschreckt. Aber da es nun einmal geschehen ist, so sage mir, was du willst.“

Da folgte er dem Ruf ihrer bebenden Stimme, und als er vor ihrem Bett stand, ließ er sich auf die Knie nieder. „Ingeborg“, begann er, „es ist nichts Schlimmes, was ich dir sagen möchte und wenn du es haben wolltest, wäre es nur schön. Siehst du, seitdem du mich an jenem Morgen Piccolo, lieber, kleiner Piccolo genannt hast, läutet deine Stimme immer in meinem Herzen. In der Nacht träume ich von dir und am Tage suche ich dich. Und das ist nur, weil ich dich lieb habe und weil ich nicht mehr leben kann ohne dich. Einmal, auf dem See, hast du dich gefürchtet. Da dachte ich, es müßte schön sein, wenn du mich immer so nötig hättest.“

Ingeborg hörte ihn erschrocken an. Dann atmete sie tief auf, legte ihm ihre Hand auf den Scheitel und sagte: „Alfred, nun muß ich dir wider meinen Willen sehr wehtun. Wenn ich gewußt hätte, daß du so bist, nie wäre ich mit dir auf den See gegangen. Jetzt bist du so verwirrt und weißt nicht, wie töricht du redest. Sieh, lieber, kleiner Junge“ — und da sie ihn schluchzen hörte, strich sie ihm mütterlich durch das Haar — „ich bin volle drei Jahre älter als du. Wenn du fünfundzwanzig wirst, bin ich schon beinahe eine alte Frau. Du würdest mir später ewig gram sein, wenn ich jetzt nicht die Vernünftigere von uns beiden wäre. — Und wie arm wir sind! Kirchenmäuse können nicht ärmer sein! — Alfred, nun weinst du sehr und das Herz schmerzt dich. Du willst mich nicht begreifen und du zürnst mir, wenn ich dich jetzt forschide. Aber später einmal wirst du mir's danken, daß ich stark gewesen bin. Geh jetzt schlafen, lieber Alfred und denk daran, daß wir immer gute Freunde bleiben wollen.“

(Schluß folgt.)

Der Kobold.

Von Wilhelm Busch.

In einem Häuschen sozusagen —
(Den ersten Stock bewohnt der Magen)
In einem Häuschen war's nicht richtig.
Darinnen spukt' und tobte tüchtig
Ein Kobold wie ein wildes Bübchen
Vom Keller bis zum Oberstübchen,
Fürwahr, es war ein bös Getöss.
Der Hausherr wird zuletzt nervös,
Und als ein desperater Mann
Steckt er kurzweg sein Häuschen an
Und baut ein Haus sich anderswo
Und meint, da ging es ihm nicht so.
Allein, da sieht er sich betrogen.
Der Kobold ist mit umgezogen
Und macht Spektakel und Rumor
Viel ärger noch als wie zuvor.
„Ha“, rief der Mann, „wer bist du, sprich!“
Der Kobold lacht: „Ich bin dein Ich!“